

Der lange Weg zum Ziel – Über die Entstehung der DGhK¹

Dr. Annette Heinbokel

Wir können unser Leben nicht bis ins Letzte planen, vieles hängt auch von Zufällen ab. In Beratungsgesprächen mit Eltern hochbegabter Kinder, die vor der Einschulung oder vor einem Schulwechsel stehen, erlebe ich immer wieder, dass sie sehr darunter leiden, dass das Schulleben ihres Kindes nur begrenzt – im positiven Sinne – planbar ist. Sie wissen nicht, ob die neue Schule, die neue Klasse, die neuen Lehrerinnen und Lehrer für *ihr* Kind richtig sind. Sie würden sehr gern das Pech, den negativen Zufall abschaffen. Allerdings sind sie sich nicht darüber klar, dass das nur möglich wäre, wenn der Zufall an und für sich abgeschafft und damit gleichzeitig der positive Zufall, das Glück abgeschafft würde. Wohin das führen kann, wenn wir wirklich wünschen und unser Leben planen dürfen, das kennen wir aus zahlreichen Märchen: das Töpfchen Brei, das überkocht, der Zauberlehrling, der Eimer und Besen nicht mehr kontrollieren kann, und die Geschichte vom Fischer und seiner Frau, die durch die Erfüllung ihrer Wünsche ja keineswegs glücklich wurden. Ich nehme an, dass alle Eltern, alle Mitglieder in der DGhK schon einmal mehr oder weniger großes Pech oder Glück hatten. Es kommt aber nicht nur darauf an, ob das, was uns begegnet, objektiv Glück oder Pech ist, sondern wie wir es erleben und was wir daraus machen.

Ich möchte heute über die vielen glücklichen Zufälle sprechen, denen die Deutsche Gesellschaft für das hochbegabte Kind ihr Entstehen verdankt und ohne die wir heute hier nicht feiern könnten. In den allerersten Jahren hatten diese

Zufälle, die dann in Handlung umgesetzt wurden, sehr viel mit mir zu tun, aber das hat sich dann recht schnell gegeben. Heute haben viele andere ihr eigenes Glück und Pech bei dem, was sie für hochbegabte Kinder verwirklichen möchten.

Nach dem Abitur 1967 wollte ich Englisch für das Lehramt an Realschulen studieren, und um meine Sprachkenntnisse zu verbessern, ging ich zwischen Abitur und Studium als au pair nach England. Ich kam zu einer Familie mit fünf Kindern: Sie waren sechs, vier und zwei Jahre alt, die beiden Jüngsten waren Zwillinge von sechs Monaten (und als ich ankam, hatten die beiden ältesten Mumps und die drei jüngsten Keuchhusten).

Die Reihe der Zufälle begann damit, dass der Älteste hochbegabt und in der Schule mit 8jährigen zusammen war. Leistungsmäßig hatte er keine Probleme mit den Anforderungen, aber emotional und körperlich war er sechs Jahre alt. Ihn interessierten weder die Spiele der 8jährigen noch die der 6jährigen so richtig, er saß zwischen allen Stühlen. In den vielen Gesprächen mit der Mutter – meistens während ich bügelte und sie kochte – wurde mir zum ersten mal klar, dass es vielleicht manchmal gar nicht so einfach ist, hochbegabt zu sein. Persönlich und bewußt kannte ich weder hochbegabte Kinder noch Erwachsene, und es hatte bis dahin keinen Anlass gegeben, über sie nachzudenken. Ich kam auch nicht auf die Idee, dass es etwas mit meinem späteren Beruf zu tun haben könnte, ich ging selbstverständlich davon aus, die wären alle auf dem Gymnasium. Ich hatte die

gleichen Vorurteile, auf die wir auch heute noch treffen, wenn Menschen eine Meinung über Hochbegabung haben, aber nichts darüber wissen. Ganz nebenbei erfuhr ich damals, dass hochbegabte Kinder auch massive Leistungsprobleme haben und in der Schule völlig versagen können.

Die Eltern waren Mitglied in der wenige Monate zuvor in England gegründeten NAGC (National Association for Gifted Children), die damals gerade angefangen hatte, das zu tun, was auch wir seit 25 Jahren tun: Beratung und Unterstützung von Eltern, Angebote für Kinder, Information der Öffentlichkeit.

Ohne diesen ersten Denkanstoß hätte ich mich vermutlich nie mit dem Thema befaßt und die DGhK gäbe es heute vielleicht nicht, mit Sicherheit nicht in der Form, wie sie heute aussieht. Deshalb freue ich mich, dass die Verbindung zu dieser Familie nie abgerissen ist und dass Janet Bradbury, die Mutter, und Keith, ihr Sohn, meine Einladung zum Jubiläum angenommen haben und heute hier sind.

Der nächste zufällige Denkanstoß kam im Herbst 1971. Ich war Assistant Teacher in Sheffield, bekam während des Jahres DIE ZEIT von Inter Nationes zugeschickt, und fand einen ersten Artikel: „Wohin mit einem Wunderkind“ von Horst Unger. Er beschrieb die deprimierenden Erfahrungen eines kleinen Jungen mit dem schwedischen Gesamtschulsystem Ende der 60er Jahre. Dieser Artikel enthielt auch die erste der sogenannten Checklisten. Ich schickte eine Übersetzung an Familie Bradbury nach London – „Seht mal, was ich gefunden habe.“ – aber Artikel und Übersetzung gingen verloren. Ich glaubte nach wie vor, das ginge mich nichts an.

Meine erste Stelle war an einer kleinen, einzügigen Realschule auf dem Lande. Im zweiten Jahr, also 1973, übernahm ich eine 5. Klasse in Erdkunde. In der Klasse war Martin (Name geändert), der gerade sitzengeblieben war. Unter uns fünf oder sechs Kolleginnen und Kollegen war oft von ihm die Rede gewesen: Er arbeite nicht mit, machte selten Hausaufgaben, führte die Hefte nicht ordentlich, geriet oft in Streit – und wollte in der Pause

immer mit dem aufsichtführenden Lehrer diskutieren. In meinen Stunden fiel er dadurch auf, dass er meistens geistig abwesend war². Aufmerksam wurde ich, als die Kinder ein Schiff malen wollten, Martin aber – den ich in drei Schuljahren nicht dazu bewegen konnte, regelmäßig Hausaufgaben zu machen – einen ganzen Hafen malte. Es gab unterschiedliche Farben für den Massengut-, Stückgut- und Ölhafen. Der Ölhafen hatte eigene Schleusen, damit bei einem ausbrechenden Unglück – Feuer oder auslaufendes Öl – nicht der Rest des Hafens in Mitleidenschaft gezogen würde. Das war der Moment, in dem es bei mir klickte: Könnte Martin ein sogenannter „hochbegabter Schulversager“ sein? Ein Test bestätigte meine Vermutung, aber die Schulpsychologin konnte ihre eigene Diagnose damals nicht richtig interpretieren: „Soll man ihn doch spielen lassen.“ Dass Martin völlig andere als die gängigen Vorstellung von „spielen“ hatte, konnte ich ihr nicht vermitteln. Helfen konnten wir ihm letzten Endes nicht, er hätte am Ende der 7. Klasse wegen seiner Noten erneut sitzenbleiben müssen und ging dann freiwillig auf die Hauptschule.

Das Zusammentreffen mit Martin war der zweite wichtige Zufall. Damals stand ich vor derselben Situation wie viele Eltern und auch Lehrerinnen und Lehrer noch heute: Es gab eine überzeugende Diagnose, aber es war nach wie vor unklar, was nun zu tun sei. Die komplette Literatur zum Thema bestand aus einem Kapitel in einem Lehrbuch (Samuel A. Kirk, „Das intellektuell begabte Kind“), einem deutschen und einer handvoll englischer Zeitungsartikel. Darüber hinaus gab es über das Thema keine Literatur, kein Wissen, und vor allem absolut kein Interesse bei jemandem, der für mich erreichbar war.

In dieser Situation wendete ich mich an Familie Bradbury, ließ mir die Adresse der NAGC geben und schilderte denen das Problem. Beim nächsten Englandaufenthalt im Frühjahr 1975 besuchte ich die Geschäftsstelle und lernte Margret Branch, die Gründerin, und Henry Collis, den damaligen Präsidenten kennen. Direkt helfen konnten sie mir nicht, aber die Gespräche waren in verschiedener Hinsicht wichtig.

Zum einen sprach ich zum ersten Mal mit Menschen, die wußten wovon ich redete. Alle Gesprächspartner in Deutschland hatten mich wohl für etwas – gelinde gesagt – meschugge gehalten.

Zum anderen machte Henry Collis mir den Vorschlag, in Deutschland doch einen Verein für Hochbegabte zu gründen: „Wir haben hier vor ein paar Jahren mit ein paar Leuten angefangen, das können Sie doch auch machen.“ Das war der Anstoß, sich auf den Weg zur Vereinsgründung zu machen. In den ersten Jahren haben die NAGC und Henry Collis mir nicht nur das nötige Wissen und Informationen gegeben, sondern auch die besonders nötige moralische Unterstützung beim Durchhalten. Dafür haben wir ihn 1985 zum Ehrenmitglied der DGhK gemacht.

Und als drittes bekam ich von ihm eine persönliche Einladung zum ersten Weltkongress für hochbegabte und talentierte Kinder, der im Herbst 1975 in London stattfinden sollte. Obwohl ich bereit war, die Kosten selber zu tragen, wurde mein Antrag auf Fortbildung von der Bezirksregierung abgelehnt, offizielle Begründung: „Die Übertragbarkeit der Erkenntnisse dieses Kongresses auf unser Schulwesen ist nicht einsichtig.“ Eine ähnliche Antwort wäre zu dem Zeitpunkt sicher von allen Bezirksregierungen in der Bundesrepublik gekommen.

Auf Anregung von Henry Collis hatte ich aber angefangen, Menschen anzusprechen und sie für die Idee eines Vereins zu interessieren. Erneut kam ein Zufall zu Hilfe: Im Radio hörte ich das Ende eines Interviews von jemandem von der Universität Hamburg, der als einziger Deutscher am Kongress in London teilgenommen hatte. Da es das Ende des Interviews war, wurde der Name nicht mehr genannt, aber ein Brief an die Universität mit der Bitte, mein Schreiben an denjenigen weiterzuleiten, der das Interview gegeben hatten, stellte den Kontakt zu Prof. Wiczerkowski her.

Mein erstes Schreiben mit der Darstellung der Schwierigkeiten meines Schülers beantwortete er freundlich, ohne direkt helfen zu können. Kontakte zu anderen Interessenten ergaben sich durch einen Artikel über den Kongress von Mari-

anne Leibholz in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung: „Das Kind, das zu schnell begreift.“ Sie stellte mir das Dutzend Leserbriefe zur Verfügung, die sie als Antwort auf ihren Artikel bekommen hatte. Auch einen Teil meiner Kolleginnen und Kollegen konnte ich überzeugen, dass es mehr als ein Kind wie Martin gab, und dass grundsätzlich etwas für diese Kinder geschehen mußte.

Als ich Prof. Wiczerkowski den Vorschlag machte, einen Verein zu gründen, war er der Idee gegenüber sehr aufgeschlossen und schrieb im April 1976 zurück: „Bei der Gründung einer solchen Vereinigung würde ich gern mitmachen.“

Im Herbst 1976 gab es in Quakenbrück den ersten Versuch, einen Verein für Hochbegabte zu gründen. Die Veranstaltung fand im örtlichen Gymnasium statt, eine Studienrätin der Schule nahm teil, ihre Kolleginnen und Kollegen hatten „keine Zeit“. Von außerhalb kamen Dr. Jean Bach aus München, Prof. Wiczerkowski und seine Frau aus Hamburg, Dr. Herbert Geuß aus Vechta. Eingeladen waren auch die Eltern eines hochbegabten Jungen aus Hannover. Der Ehemann war Jurist und in meiner Naivität glaubte ich damals, dass er qua Studium Ahnung von Vereinsgründungen hätte. Da dieses Ehepaar zwei Tage vorher absagte, gab es niemanden, der wusste wie ein Verein zu gründen sei. Deshalb gab es am Ende der zweitägigen Tagung nur eine Absichtserklärung, einen Verein zu gründen.

Im Winter 1977/78 kam es zum 2. Gründungsversuch. Erneut schrieb ich alle Leute an, die irgendwann mal Interesse gezeigt hatten. Quakenbrück war nicht geeignet, InteressentInnen gab es auch in Hannover und Hamburg, deshalb schrieb ich, die Gründung würde in der Stadt stattfinden, aus der die meisten Rückmeldungen kämen. Aus Hannover kam nichts, aus Hamburg eine Rückmeldung von Prof. Wiczerkowski. Deshalb wurde Hamburg zum Gründungsort.

Zur Gründungsveranstaltung kamen außer mir Dr. Geuß, Psychologe aus Vechta, Alfred Waterfeld, Student der Chemie aus Göttingen. Prof. Wiczerkowski fand zwei weitere Vorstandsmitglieder, Dr. Kapaun und Herrn Harm.

Alle drei brachten ihre Ehefrauen mit. Da zur Gründung sieben Personen gebraucht werden, hätten wir ohne die Ehefrauen nicht gründen können. Herr Kapaun war erst 14 Tagen vorher gefragt worden, ob er bereit sei, Vorsitzender der „Gesellschaft zur Förderung hochbegabter Kinder“ zu werden. Deshalb wollte er gern die Gründung noch einmal verschieben, um sich zu informieren. Aber ich lehnte ab, die Gründung ein drittes Mal zu organisieren – und es wurde gegründet.

Die Bereitschaft von Dr. Kapaun, den Vorsitz zu übernehmen, ist vor allem deshalb bemerkenswert, weil er weder als Mediziner beruflich etwas mit Hochbegabung zu tun hatte, noch privat. Seine Kinder waren noch zu klein, um sagen zu können, ob sie hochbegabt waren. Auch seine Frau wurde in die Arbeit eingespannt, denn wenn Herr Kapaun Dienst hatte, nahm sie die Anrufe an, hörte zu und leitete weiter. Wenn Sie heute für die DGhK beraten, können Sie sich sicher vorstellen, wieviel Arbeit es war, als es nur eine Anlaufstelle gab.

Welche Motive die anderen Gründungsmitglieder für ihre Mitarbeit hatten, kann ich nicht sagen. Mein Ziel war ganz einfach und pragmatisch: einen Kristallisationspunkt zu schaffen für alle, die sich für das Thema interessierten, in erster Linie für Eltern und LehrerInnen. Ich wußte, andere standen genauso hilflos wie Martins Eltern, meine KollegInnen und ich vor einem offensichtlich hochbegabten Kind, das in der Schule nicht zurecht kam und deshalb vielleicht auch später im Leben scheitern würde. Sie brauchten Informationen und Leute, die sie ansprechen konnten.

Die Gründungsmitglieder handelten nicht für ihre eigenen Kinder – zum Teil hatten sie gar keine. Das bedeutet, obwohl Eltern hochbegabter Kinder eingeladen gewesen waren, wurde die DGhK letzten Endes nicht *von* Eltern hochbegabter Kinder gegründet, aber ganz sicher *für* sie. Sie wurden allerdings schnell Mitglied und die Mitgliederzahl stieg von knapp 30 am Anfang auf heute mehr als 6000. Dazu kommen heute zwei bundesweite und zahlreiche kleine Vereine und Selbsthilfegruppen. Auch wenn wir mit dem Erreichten noch nicht zufrieden sein können, die Situation für hochbegabte Kin-

der hat sich erheblich verbessert. Ende der 70er gab es kein westliches Bundesland, das sich bewußt auch um intellektuell hochbegabte Kinder kümmerte. Dass in der DDR nicht nur hochbegabte Sportler intensiv gefördert wurden, war nur wenigen bekannt. In den Köpfen der Menschen begann Hochbegabung im Gymnasium, vielleicht auch erst in der Universität, den dort gab es verschiedene Stiftungen für besonders Begabte. Bundesländer mit einem überwiegend dreigliedrigen Schulsystem glaubten, dadurch seien Hochbegabte optimal versorgt, Länder mit einem Gesamtschulsystem lehnten Hochbegabtenförderung bewußt als elitär ab. In beiden Fällen wurde daher kein Handlungsbedarf gesehen.

Den Durchbruch brachte m. E. die 6. Weltkonferenz für hochbegabte und talentierte Kinder, die Prof. Wiczerkowski und seine Mitarbeiter für 1985 nach Hamburg holten. Die Anzahl der Artikel und Berichte in den Medien schnellte in die Höhe. Es wurde heftigst, kontrovers und auch aggressiv diskutiert, aber Hochbegabung wurde danach unaufhaltsam zu einem normalen pädagogischen Thema.

Heute gibt es in allen Bundesländern Erlasse und Pläne, Hochbegabte zu fördern. Auch wenn sie noch nicht immer optimal sind, so sind wir doch auf dem richtigen Weg. Meiner Ansicht nach sind das Wichtigste nicht kostspielige Projekte, sondern Veränderungen in den Köpfen der Menschen. Damit meine ich nicht nur die Lehrerinnen und Lehrer, sondern die gesamte Gesellschaft. Wenn die Einstellung gegenüber einer prozentual klei-

nen Gruppe von Kindern, die aus der Norm fallen, positiv ist, und alle Möglichkeiten, die die Schulgesetze schon heute bieten, ausgenutzt werden, wenn die Menschen in ihrem Denken und Handeln flexibel sind und sein dürfen, wenn sie erst ihren gesunden Menschenverstand und ihre Fantasie und dann Paragraphen zur Grundlage ihres Handelns machen, dann ginge es der Mehrzahl der Kinder und Jugendlichen in unseren Schulen gut.

Literatur

Heinbokel, Annette (2001). Hochbegabte – Erkennen, Probleme, Lösungswege, LIT Verlag (zuerst erschienen 1988 bei Nomos)

Kirk, Samuel A. (1971). Lehrbuch der Sondererziehung, Carl Marhold Verlagsbuchhandlung, Kap. 2 Das intellektuell begabte Kind, S. 38-97

Unger, Horst (1971). Wohin mit einem Wunderkind, in: Die Zeit Nr. 46

¹Text des Vortrages von Frau Dr. Annette Heinbokel, den sie als Gründungsmitglied anlässlich des 25-jährigen Jubiläums während der Festveranstaltung am 30. Mai 2003 in Hamburg gehalten hat.

²Martins Geschichte, soweit es seine Zeit an der Realschule betrifft, bildet das einleitende Kapitel von 'Hochbegabte – Erkennen, Probleme, Lösungswege', LIT Verlag 2001 (Nomos Verlag 1988)

